

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheck IX 2888) Oesterreich (Postcheck-Konto D 111,689) u. Deutschland halbjährlich Fr. 6.50, vierteljährlich Fr. 3.20. Das übrige Ausland halbjährlich Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.20. Amerika ganzjährig Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Cts. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Mehntal), Tel. Nr. 100. Schriftleitung: Schaun, Telefon Nr. 55. Verwaltung Vaduz, Telefon Nr. 48.



Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile
 Inland 10 Cts. 20 Cts.
 Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennwald) 15 Cts. 30 Cts.
 Uebrig. Schweiz 18 Cts. 35 Cts.
 Ausland 25 Cts. 50 Cts.
 Inseratenannahme für das Inland und Feldkirch:
 Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 48.
 Inseratenannahme für das Rheintal, Schweiz und übriges
 Ausland: Schweizer Annoncen A.-G.
 St. Gallen, Tel. Nr. 3530; und übrige Filialen.

Organ für amtliche Kundmachungen

Erinnern Sie sich, bitte...

Da wirft im letzten Leitartikel der Liechtensteiner Nachrichten ein Schreiber den Satz in die Öffentlichkeit: „Ständen wir an eurer Stelle, müßten wir mit eurer Politik wirtschaften, wahrlich, auch wir würden die Kritik fürchten müssen.“ Ohne einen Grund anzuführen, wird in dieser Weise fortgefahren. Schließlich sagt der Artikel in Fettdruck, daß die Schweiz auf das Kunststücklein des Abbaues der Berner Gesandtschaft die richtige Antwort gegeben habe, indem sie Herrn Dr. Emil Beck zum Professor an der Berner Universität befördert habe. Das Ganze, wie die Politik der Nachrichten überhaupt, endet also in einer Personenkult, ohne die eigentlichen Interessen des Heimatlandes zu berühren. Wie die Vorgänge um den Gesandtschaftsabbau bewiesen, geht es nicht um die guten Beziehungen zur Schweiz, die in jenem Blatte und in der Arbeiterzeitung vorgeschoben werden, sondern um persönliche Interessen. Unsere Einstellung zur Schweiz ist sattem bekannt, wir wünschen nicht, daß demagogische nicht im Staatsinteresse gelegene Sondierungen das freundschaftliche Verhältnis zur freundschaftlichen Schweiz zu trüben versuchten. Wir lehnten eine Art der Politik mit aller Bestimmtheit ab, die unter den uns von gewisser Seite untergeschobenen Vorwänden einen loyalen Vertragspartner, mit dem in enger wirtschaftlicher Verbundenheit leben, umgeben würde. Das ist nicht Liechtensteiner Art.

Um auf den obigen Satz der Nachrichten Bezug zu nehmen, müssen wir einige Feststellungen aus der Vergangenheit in Erinnerung rufen. Die Nachkriegszeit mit ihren revolutionären Auswirkungen auf wirtschaftlichen und politischen Gebieten sind auch in Liechtenstein nicht spurlos vorübergegangen. Die Vorgänge jener Zeit sind bekannt, die in einer beispiellosen Verheerung des Volkes auf einem durch Krieg und Inflation vorbereiteten Boden eine vollständig unfähige Herrschaft über Liechtenstein brachten. Die Millionen Schulden, die damals der Staat zur Sanierung in die liechtensteinische Wirtschaft stecken mußte, wurde in Reden und Versammlungen in echter Demagogieart breitgeschlagen. Am Ende der Herrschaft dieser Richtung seufzte der Staat unter einer Schuldenlast von mehr als 5 Millionen, ohne daß dafür besondere Werte geschaffen gewesen wären. Die gefunden und bestimmten Hinweise der Bürgerpartei auf die Gefährdung des Volksgutes sind im Winde

verhallt, Korruption und Verbrechen erhoben frech ihr Haupt, und als ein offener Kampf der Mehrheit des Volkes dagegen begann, stellte sich die Nachrichtenpresse willig in den Dienst der Opposition, die die Fehlbaren mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln verteidigte. Damals zeigte sie, daß sie für den Staat und das Gesamtwohl der Bevölkerung ebenso wenig Interesse kannte, wie sie Korruption und Verbrechen nicht zu verurteilen imstande schien. Da wäre Kritik am Plage gewesen, wie wir auch einer liechtensteinischen Presse zumuten zu dürfen glauben, daß sie verschleudertes Volksgut zurückzuführen es als ihre Pflicht erachtet. Der liechtensteinischen Öffentlichkeit ist von dem allem nichts bekannt. Man bittet, sich an jene ruhmlosen Zeiten zu erinnern, und dann offene und freie Kritik an der Verwaltung von heute zu üben.

Diese vertragen wir im Gegenteil zur Meinung der Nachrichten sehr gut. Unter der jetzigen Regierung wurden nicht nur die großen Bauten landauf landab ausgeführt und subventioniert, es wurden auch Schulden abgezahlt und amortisiert, Schulden auch, für die neben den verbrecherischen Tätern selbst auch Verwaltungspersonen zur Verantwortung gezogen werden müssen. Man erlasse es uns, in diesen Sumpf liechtensteinischer Verwaltungstätigkeit abermals hineinzuleuchten. Wenn aber die Demagogie und mit ihr die außer jedem sachlichen Rahmen stehende Kritik nicht verstümmen sollte, wird keine Zurückhaltung mehr am Plage sein.

In einer der letzten Nummern wurde in den Nachrichten ebenfalls geschrieben, daß, wenn Dr. Wilhelm Beck durch das Personen- und Gesellschaftsrecht die Einnahmen nicht ermöglicht hätte, sich manche Herren den gespidaten Geldbeutel nicht hätten schaffen können. Namen sind keine genannt, wie es einmal in der Presse jenes Schlages üblich ist. Man nenne uns doch Namen und wir werden dafür sorgen, daß den Herren ihre nach Ansicht der Nachrichten unrecht erworbenen Rappen wieder an den rechten Ort gelangen. Wenn aber Namen nicht genannt werden, heißen wir eine solche Schreibart bübisch und jeden politischen Anstandes bar.

Wir lesen ferner im letzten Leitartikel der Nachrichten folgenden Satz:

„Wie rasch bei uns manchmal Einbürgerungen vorgenommen wurden, darüber brauchen wir keine Auskunft zu erteilen. Eine Remede in dieser Hinsicht hätte schon längst geschaffen werden müssen. Wenn eine Regierung ein bißchen Einsicht gehabt hätte, so hätte sie

die letzten 3-4 Jahre deutlich genug sehen müssen, daß unser Verhalten gegenüber den Deutschen in Sachen Einbürgerungen mit der Zeit Staub aufwirbeln müßte.“ Wir glaubten kaum den Augen zu trauen. Herren um die Nachrichten bemühten sich seit Jahr und Tag in dieser Hinsicht, kein Sterbenswörtchen verlautete in denselben gegen die Einbürgerungen und einer Trübung der Beziehungen zum Reiche. Uebrigens können wir mit Beruhigung sagen, daß im offiziellen Deutschland Liechtensteins Stellung verstanden wurde und verstanden wird. Wie dumm und wie wenig vaterländisch sich diese Schreibweise ausnimmt, sagt uns der dann folgende Satz: „Ein Hinweis auf die schweizerische Praxis geht nicht gut an. Schweizerverhältnisse und Liechtensteiner Verhältnisse sind eben grundverschieden und zweierlei.“ Wir wissen diese Bemerkung der Nachrichten zu schätzen, im übrigen aber müssen wir bemerken, daß der Artikler sich damit auf ein heikles Parkett begibt. Er berührt damit einen wichtigen Bestandteil unserer Staatseinnahmen. Wir möchten ihm raten, sich unsern Gemeinden und unserer Bevölkerung zur Verfügung zu stellen, der Finanzezeitung derselben wird so deutlich sein, daß er noch mehr Veranlassung haben wird, sich hinter der Nachrichtenpresse zu verbergen.

Jeder Kritik aber von jener Seite halten wir als Leitfaden entgegen: Erinnern Sie sich bitte Ihrer Taten und helfen Sie mit, jene traurigen Zeiten zu sanieren, indem Sie helfen die Staatseinnahmen zu fördern, anstatt sie zu untergraben.

Des Liechtensteiners Lied.

Es hat einen gar guten Klang, unser liechtensteinisches Lied. Und roh und stolz tönt unser Sang. — Was Wunder? — Wo singen die gefiederten Sänger zwischen dem fatten Grün der Erde und dem lichten Blau des Himmels heller und froher, als in unserem Lieben und daher geliebten Heimatländchen? Von ihnen haben es die Menschen gelernt, die Menschen unseres gemütvollen räto-alemanischen Volkschlages.

Und wann war das, dieses Lernen? Heute, gestern, oder vor hundert Jahren? O, das war schon vor Jahrtausenden! Schon die Kelten, die ältesten, bekannten Bewohner unserer Berge, Alpen und Täler, haben gesungen. Wenn ihnen aber die Vögelin Lehrmeister waren, so waren unsere guten keltischen Väter wohl etwas ungelenke und ungelehrte Schül-

ler. Immerhin: Sie sangen! Sie sangen ihre rauhen Weisen an ihren Kulturstätten zu Ehren ihres großen Lichtgottes, sie sangen vor Schlachten und Kämpfen und sie sangen auch beim — Wein, bei dem von ihnen so sehr geliebten Wein, für dessen Aufbewahrung sie das hölzerne Faß erfunden hatten — eine Einrichtung, die wir klugen Menschen von heute auch heute noch für vortrefflich halten. Und auch das haben wir hochachtbare Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts mit den rätischen Kelten gemein, daß wir nämlich Wein und Gesang leicht und gern in einem lieblichen Akkord zu verschmelzen verstehen. Und wenn jener bekannte Mann des 16. Jahrhundert, den vielberufenen Spruch tat:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang —
 Der bleibt ein Narr sein Leben lang —
 so ist er damit nicht um einen einzigen Schritt über die Weisheit der Kelten hinausgewachsen.

Ja, diese Kelten! Schade, daß wir nicht eine Abordnung des rätisch-keltischen Männergesangsvereins „Bardia“ in unserer Mitte haben! So ein urchiges, steinerweiches keltisches Quodlibet müßte doch hin- und herreichend wirken! Und wir würden sicher ganz gut auskommen mit diesen Sängern, denn Männern, die Wein und Gesang lieben, wie sie und wir, schließen bestimmt schon beim zweiten Faß und höchstens beim sechsten Rundgang Blutsbruderschaft!

Nun sind aber eben die keltischen Varden-Gefänge längst verhallt und verschollen. Und auch die römischen Hymnen und Päane, die dann in unserem Heimatlande zum Klange der Tuba und der Hirtenflöte erklangen, traf daselbe Schicksal vom Entstehen und Vergehen. Schon gnädiger verfuhr es aber mit den alemannischen Gefängen, die zum Teil in Form von uralten Volksliedern, wenn auch vielfach entstellt, verändert und verbläßt, bis auf uns gekommen sind.

Nach den Stürmen der Völkerwanderung, als auf den Trümmern einer zerfallenen Kultur sich das Christentum in Rhätien seine Kirchelein baute, pries und verherrlichte man den König alles Seins in schwerblütigen, feierlichen Weisen. Und viele Jahrhunderte lang war es hierzulande hauptsächlich der Kirchen-gesang, der die Sangeslust des Volkes in seinen Bann zog und veredelte. Nur zaghaft erklangen daneben noch die alten Aenturen vom Dietrich von Bern, von Meister Sildebrand oder vom König Rihatus.

Dem hohen Mittelalter blieb es vorbehalten, Neues und Schönes zu finden, den deutschen Gesang in neuem Leben und Drängen auf-

Feuilleton

Im Schatten des Todes.

Roman von Erich Ebenstein.
 Urheberrecht der Stuttgarter Romanzentrale E. Wacker, Stuttgart. (Nachdruck verboten).
 Arme Frau Anna! Hempel hatte sie nur flüchtig kennen gelernt, als er vorm Jahr auf der Durchreise Argel besuchte; doch er konnte sich ihr Bild noch sehr deutlich vergegenwärtigen. Ihr Schicksal aber, in das er durch die Beschäftigung mit dem Fall König immer mehr Einblick gewonnen hatte, stand in seinem Herzen geschrieben und so oft er an die arme Tote dachte, erfüllten ihn Mitleid und warme Sympathie. Da stockte sein Fuß. Am Grabe stand ja noch einer...! Unbeweglich, wie eine dunkle Statue aus schwarzem Stein ragte seine schlanke, kräftige Gestalt aus dem Dämmer des sinkenden Tages und der lautlos rieselnden Flocken.
 Argel!
 Betroffen starrte Silas nach ihm hin. Was tat er denn da um diese Stunde? Aber dann besann er sich. Argels Herz hatte sich ja zurückgefunden zu der Frau, die er einst aus Liebe erwählte! Da mochten Sehnsucht, Liebe

und Reue ihn nun wohl oft, vielleicht täglich hierher treiben an das stille, einsame Grab. Schon wollte Hempel sich wieder entfernen, um des Freudens Seelenstimmung nicht zu stören, als er plötzlich eine Bewegung an ihm bemerkte und ein seltsames Geräusch wie das Knacken eines Hahnes vernahm.
 Heftig erschrocken sprang er über die wenigen Gräber, die ihn von Roland trennten. Er kam keine Sekunde zu früh: Eben hob der Apotheker die Hand, um die Schutzwaffe an die Schläfe zu setzen.
 Argel!... Um Gottes willen, bist du wahnsinnig, schrie Silas, ihm die Waffe entziehend. Roland taumelte zurück. Totenbleich, mit verstörtem Blick, starrte er den Freund an.
 „Nein — nicht wahnsinnig —“, rang es sich tonlos von seinen Lippen, „aber das Maß auch dieser Schuld noch zu tragen — geht über meine Kraft!“
 Silas fragte nicht weiter. Entschlossen schob er seinen Arm in den Rolands und zog ihn mit sanfter Gewalt vom Grabe fort, nachdem er den Bromberg gefichert und in die Tasche geschoben hatte.
 „So, Argel, wir wollen nach Hause gehen! Es taugt nichts, hier in Kälte an Gräbern zu stehen und rückwärts zu schauen! Des Man-

nes Blick muß immer nach vorwärts gerichtet sein — und ein Mann bist du doch!“
 „Ach, du weißt ja nicht — du weißt ja nicht, Silas —“
 „Laß nur jetzt. Daheim wirst du mir alles in Ruhe erzählen, und dann wollen wir beraten. Für alles, außer dem Tod, ist ein Kräutlein gewachsen!“

14.
 Kathrin hatte sich kopfschüttelnd entfernt, nachdem sie das Abendessen beinahe unberührt wieder abgetragen und den von Hempel extra bestellten heißen Grog vor die beiden Herren hingestellt hatte. Fürsorglich, wie eine Mutter, schob Silas das Glas mit der dampfenden Flüssigkeit vor den Freund hin.
 „So, Argel, nun nimm vor allem mal ein paar tüchtige Schlücke! Du wirst sehen, wie das Zeug gleich belebt! Ganz anders sieht die Welt aus und entschieden viel freundlicher, wenn man das Zeug da erst im Leibe hat!“
 Argel, der in schlaffer Willenlosigkeit dasaß, trank gehorlich ein paar Schlücke Grog. Als dann suchte er schon den Blick seines Freundes.

„Du hältst mich für einen Schwächling oder — Kranken“, sagte er apathisch. „Ich bin weder das eine noch das andere, aber du weißt nicht, was heute geschehen ist, welche

Entdeckung ich machte, zu welchen Schlüssen ich kommen mußte.“

„Gut, du wirst es mir nun erzählen! In aller Ruhe, ohne Aufregung. Sei so gut, zünde dir eine Zigarre dazu an, das beruhigt deine Nerven.“

„Danke, ich kann jetzt nicht rauchen. Also die nackten Tatsachen: In der Apotheke wurde heute ein Rezept abgegeben, das rasch gemacht werden sollte. Es handelte sich um ein ziemlich selten verlangtes Präparat, dessen Hauptbestandteil Hyoscyamin ist.“

„Aha: Wilsenkraut! Ein starkes Gift!“
 „Ja, ein sehr starkes Gift, das nur in kleinen Mengen verwendet werden darf, weil es in stärkeren zu Nervenzerrüttungen schwerer Art, sowie zu Lähmungen führt. Wir hatten einen ziemlich großen Vorrat von Hyoscyamin. Mandell, mein Provisor, den du ja sehr gut kennst, übernahm das Rezept. Als er an die Herstellung ging und das Glas mit dem Hyoscyamin — das, wie andere starke Gifte, in einem besonderen Schranke untergebracht war — holen wollte, fehlte das Glas. Mandell kam zu mir, um zu fragen, ob ich das Hyoscyamin vielleicht entfernt hätte, was ich verneinte; denn ich besaße mich seit Jahren nicht mehr mit der Herstellung von Medikamenten.“